





## Zwischen Tag und Dunkel

Hauchzart, ein feines Sichlein, steht der Mond  
Im grün verbläuten Blau der Himmelsferne.  
Verstohlen blinzeln durch den Silberglanz  
Der Federwölkchen schon die ersten Sterne.

Aus grauen Gassen hebt sich feierlich,  
Vom Schleierdunst der Dämmerung leicht umzogen,  
Der Türme vielgestaltig Wunderwerk  
Hoch in den abendblauen Kuppelbogen.

Und alles ist so seltsam gläsern klar.  
Wenn in den Türmen hell die Uhren klingen,  
Scheint traumhaft, wie von Geisterhand berührt,  
Des Himmels blaue Glocke mitzuschwingen.

Thusnelda Wolff-Kettner

## Die Schlacht von Clarencliff

Schloß Clarencliff füllte sich eines Tages mit geschäftigem Leben. — Der einheimische König Rodus der Große hatte den auswärtigen König Jakob den Mittleren zu Gast geladen, um mit ihm mindestens zehntausend Fasane zu schießen.

Das Schloß war an jenen Stellen, wo man leicht hinsehen konnte, sorgfältig ausgebessert und ganz frisch gefüncht worden. Die Wagenfurchen in den Straßen, die von landesüblichen Bauernwagen herrührten, waren mit Schotter ausgefüllt und sämtliche Häufchen Kuh-, Pferde- und Ziegenmist entfernt worden. Der Förster hatte rastlos den Wald durchpflücht und die sämtlichen holzklaubenden alten Weiber verjagt, damit sie nicht etwa den vorbeifahrenden fürstlichen Wagen im Eifer des Holzammelns eine unehrverbotige Seite ihres Wesens vor Augen brächten.

Nachdem alles bereit war, fuhr eine große Zahl schön lackierter Automobile vor. Ihnen entstiegen braungrüne Herren mit fetschen Hüten, die hinten Schweinsborsten trugen. Knechte schafften eifrig Koffer in die Gemächer, andere entnahmen den Wagen prachtvolle Lederfuttermale, in welchen die Gewehre aufbewahrt waren.

Die Herren rauchten und plauderten noch eine Weile, schlugen sich auf die Schenkel und lachten über köstliche Witze. Dann zogen sie sich in ihre Gemächer zurück, die mit zahlreichen Totenköpfen von Hirschen, Rehen, Füchsen und Schweinen geschmückt waren. In den Zwischenräumen hingen Bilder berühmter Jagdmaler, auf welchen Auerhähne, Hubertushirsche, stürzende Gemsen und gehegte Füchse vorkamen.

Die Herren vereinigten sich abends in dem großen, gleichfalls mit Totenköpfen und Geweihen geschmückten Speisesaal zu einem reichlichen Mahle, wobei sie sich bedeutenden Gesprächs über das Weib, den Wein, das Spiel, das Pferd und das Weidwerk hingaben. Bestanden auch mancherlei tiefgründige Gegensätze der Weltanschauung, so waren doch alle darin einig, daß morgen mindestens zehntausend Fasane erlegt werden mußten.

In den unteren Räumen des Schlosses herrschte vielgestaltige Tätigkeit. Es roch nach Leder, Pferden, Hunden, Benzin und Schmieröl.

In den Ställen wurden die Pferde untersucht, gebürstet und das Zaumzeug tadellos lackiert, die Jagdwagen geschmückt. In einer geräumigen Halle waltete ein Stab von Jägern, Oberjägern, Oberstjägern, Kammerjägern, Leib- und anderen Jägern, die ihr ganzes Leben der Kunst gewidmet hatten, Tiere von ferne zu durchlöchern. In den Kammern war eine Anzahl von Knechten beim Scheine von Laternen damit beschäftigt, Patronen zu ordnen, Gewehrläufe zu putzen, Schrauben zu ölen, Visiervorrichtungen zu prüfen. Ein Arsenal von Waffen lag herum. Einfache Schießgewehre mit zwei Läufen, komplizierte Flinten, die mit allen modernen Verbesserungen ausgestattet waren. Für den auswärtigen König



Cäc. Schmidt-Goy

war ein eigenes Gewehr erfunden worden, mit dem man nach Art einer Perolinspritze unaufhörlich zahllose Schrotkörner gegen den Himmel spritzen konnte, so daß nicht einmal eine Gelfe, geschweige denn ein Fasan in der Luft bleiben konnte. Mit solch köstlichem Götter-Instrument mochte es wohl möglich sein, zehntausend Fasane zu schießen. Alle Herzen schlugen höher vor Bewunderung und Erwartung.

Ein Heer von Treibern lagerte in allen verfügbaren Nebenräumen, in Ställen, Scheunen und Schuppen. Für alle waren aus Staatsmitteln doppelte Hofenböden angeschafft worden, um den Zeitungen Genüge zu tun, die nicht selten durchblicken ließen, daß es an höchster Stelle einer großzügigen Sozialpolitik ermangle.

In den Vorratskammern organisierte ein Hofrat den wichtigen und verantwortlichen Dienst des Lebensmitteltransportes. Wenn man zehntausend Fasane schießt, will man auch etwas essen, trinken und rauchen.

Da gab's Berge von Kälbern, Schweinern, kalten Platten, Kaviar, Sandwiches, Austern, Fische, Krebse, Hummer, frische Rebhühner, sechzigerlei Käse, zwanzig Wein- und zehn Champagnerforten, zahllose Bierfässer, noch zahllosere Schnäpfe, kurz, es gab überhaupt alles, was das Jägerherz zu essen verlangt, und das ist eben alles. Nur Fasane gab es nicht. Nicht ein Stück. Denn man hatte weit und breit alle lebenden Fasane zusammengetrommelt, im geheimen hatte der Jagdleiter sogar noch ein paar hundert krepierete Fasane aufgehoben, um sie im Notfall als Reserve in die Rekordzahl hineinzumogeln. Allerdings riskierte er dadurch seine Existenz, wenn es ruchbar geworden wäre, daß er mit dem edelsten Vergnügen der Menschheit Schindluder treibe.

Nicht vergessen sei eine große Tonne mit doppelkohlenlaurem Natron, die der Unterleib-arzt mitführte, um das Wohlbefinden der hohen Herren zu fördern.

Zur Aufnahme all dieser Herrlichkeiten diente ein zusammenlegbares Zelt, für das eine komplette eichene Jagdeinrichtung mitgeführt wurde.

Musik gab es auch, um den Mut zu stärken, das Herz zu laben, das Gemüt zu erheben. Ein Waldhornquartett, zwölf Grammophone und für das Stadium der höchsten und allerhöchsten Fidelität eine Ziehharmonika und ein Fagott, mit dem sich mancherlei erquickliche Scherze treiben lassen.

So war alles gerüstet und bereit, um den heißen Strauß des morgigen Tages in Ehren zu bestehen.

Im Keller des Schlosses Clarencliff hingegen war es düster und schmerzlich.

Hier waren die zehntausend Fasane schon seit Wochen in tiefer Finsternis gefangen, Gladiator gleich, die vom Leben nichts mehr zu erwarten haben als einen kurzen Kampf und den schmerzlichen Tod. Es stank fürchterlich von dem angehäuften Unrat vieler Wochen und den Leichen, die schon jetzt mit nach oben gewendeten Beinen am Boden lagen und verfaulten.

In der Enge des Gefängnisses waren alle dick und plump geworden, gerade noch geeignet, sich bis zur Höhe eines Schrottschusses zu erheben.

Da auch bei Fasanen Ordnung herrschen muß, hatte Marich, der Älteste unter ihnen, den Vorsitz übernommen. Er erhob sich zum letzten Male und sprach zu dem lautlos lauschenden Volke: „Liebe Schicksalsgenossen, Greise, Männer, Weiber und Kinder! Morgen ist der Tag, den nach Fasanenvorausicht keiner von uns überleben wird. Ich habe das Gefühl, ich werde als erster fallen. Ich bin so korpulent geworden, daß ich mich fast gar nicht vom Erdboden erheben kann. Außerdem sehe ich sehr schlecht. Ich weiß, daß ich sterben werde, und so sage ich Euch noch: Lebt wohl, obgleich das nicht paßt, weil auch Ihr sterben werdet. Wir können es nicht abwenden. Wir können aber zeigen, daß ein Fasan zu sterben weiß. Ihr alle wißt, daß unser morgiger Tod nicht gerade ein Vergnügen, aber doch sicherlich eine Ehre für uns ist. Es ist durchaus nicht gleichgültig, von wem man erschossen wird. Ich für meinen Teil habe ein sehr ausgeprägtes Ehrgefühl und muß sagen, für eine so vornehme Gesellschaft zu sterben ist eine gesellschaftliche Verpflichtung, der sich kein Fasan von Welt entziehen kann. Von dem ersten besten jüdischen Getreidehändler erschossen zu werden, das könnte ich nicht überleben.“

Wie anders, liebte Freunde, liegt der Fall hier. Wir haben echte Kavaliere von edelstem Geblüt vor uns, die einen hohen Zweck verfolgen, nämlich zehntausend Fasane zu erlegen. Das ist kein Blödsinn, wie Du, lieber Nathanson, behauptest — bei diesen Worten wandte er sich an einen mageren Fasan mit etwas gekrümmtem Schnabel. Überhaupt solltest Du mit solchen Äußerungen vorsichtig sein, denn Du kannst Dir die größten Unannehmlichkeiten zuziehen. Es ist also — fuhr er fort — kein Blödsinn, meine Lieben. Ihr müßt nur bedenken, was die Zahl zehntausend bedeutet. Das ist die größte Zahl, die es überhaupt gibt. Und dem menschlichen Geiste ist es gegeben, daß er rastlos nach der größten Zahl streben muß. Was er tut — und sei es auch ein Blödsinn — es wird groß und bedeutend, wenn er es zehntausendmal tut. Diese magische Kraft der großen Zahl deutet darauf hin, daß ihre Kraft von Gott stammt. Die Herren, von welchen wir morgen gefötet zu werden die Ehre haben werden, haben die besten Beziehungen zum lieben Gott, und tun gewiß nichts, was Gott nicht wohlgefällt. Hört also meine Worte, liebe Freunde. Ihr müßt anständig und gefittet sterben. Seid tapfer. Wenn ihr die Schrotkörner im Leibe habt, dann sinkt in edler Haltung zu Boden und erwartet den Tod. Schlagt nicht unfein um Euch, wenn Euch bloß das Auge zerstört, ein Flügel abgerissen, oder die Beine zerquetscht sind!

Und nun kann ich die Versammlung nicht würdiger schließen als mit der Bitte, die Anwesenden mögen mit mir in den Ruf einstimmen: „Unser gnädigster Jagdherr und seine Gäste leben hoch, hoch, hoch!“

Die Kellertür wurde aufgerissen und herein drangen die Jäger, ergriffen die Fasane, stopften sie in Körbe und trugen sie in den Wald, um sie dann im Morgengrauen auf vorher bestimmten Plätzen freizulassen. Es dämmerte schon, als der letzte Fasan den Keller verließ, und Grabesstille herrschte in den finsternen Räumen.

Bei Sonnenaufgang ward es droben lebendig. Ein ganzes Heer mit Mann und Roß und Wagen





Der gefesselte Winter

Fidus (Berlin)

wälzte sich in die Herbstlandschaft hinein. Jeder der Jagdgäste wurde von einem dienstfertigen Führer auf seinen sorgfältig hergerichteten Standplatz geleitet. Hinter ihm nahmen einige Männer Aufstellung, um aus einer großen Kiste unaufhörlich Patronen in Gewehre zu stopfen, die den Herren mit möglichster Geschwindigkeit in die Hand gelegt werden mußten. Inzwischen waren die unsichtbaren Körbe im Walde geöffnet worden. Die Treiber jagten von allen Seiten ein wildes Gewimmel von müden, erschreckten Vögeln zu einer krabbelnden Masse zusammen, die sich halb laufend, halb fliegend weiterbewegte. Dann erhoben die Treiber ein wildes Geschrei und aus dem Angsthaufen der Vögel stieg es wie eine schwerkfüßige Wolke in die Luft.

Nun gingen die Schützen zum Angriff über. Seit Waterloo war solches Gewehrgeprassel nicht vernommen worden. Die Läufe schossen sich heiß, um sofort gekühlt und wieder geladen zu werden. In der Luft tanzten Schrotkörner, Vogelfedern, Blut- und Knochenspritzer wie Schneeflocken im Wirbelwinde.

Ein seltsam zitternder Geruch nach rohem Fleisch breitete sich über das Feld. Und immer wieder kamen neue Wolken angekeucht und neue Blei-

massen prasselten hinein. Der ganze Betrieb rastete und wütete wie der höllische Rotationslärm einer gigantischen Wurfmaschine. Singvögel, Käfer, Schmetterlinge, die erschreckt durch den gepeitschten Luftraum taumelten, wurden in Atome zerrissen. Nichts blieb heil, was sich in die verderbliche Nähe wagte.

Dann wurde das Schießen eingestellt. In langen Reihen lagen die Fasane auf dem Boden und wurden von beideten Zählmeistern nach Reihen und Kolonnen gezählt. Aber, o Himmel, die Zählung ergab nur neuntausendneinhundertneunundneunzig Stück.

Schon runzelten sich die Brauen des Jagdherrn. Ein Ungewitter bereitete sich vor. Da kam keuchend ein Burck und brachte noch einen großen, stattlichen Fasan, es war Marich, als zehntausendster.

Alles atmete auf. Der König wandte sich befriedigt und stolz zu seinen Gästen.

Hinsichtlich des Fasans Marich aber prägte er das denkwürdige Wort: „Laßt das Mistvieh ausstopfen.“

So ward Marich nach dem Tode noch reicher Lohn für seine wahrhaft loyale Gesinnung.

Bruno Wolfgang

## Der Pflug

Ich sah den Landmann seinen Acker pflügen,  
Und sah die braunen Schollen Stück für Stück  
Zermürbt und bröckelnd sich dem Eisen fügen,  
Als erstes Opfer für das Ernteglück.

Und wie so lang ich vor den tiefen Ninnen  
Des aufgewühlten Erdreichs sinnend stand,  
Da fühlte ich in meinem Herzen drinnen,  
Als hätt' das Eisen sich zu mir gewandt.

Der Pflug riß auf die alten, harten Narben;  
Er grub sich ein mit Furchen, tief und rot:  
Und die mein Herz beweint, noch einmal starben,  
Und alles fand zum zweitenmal den Tod. —

Ihr pflügt zum Leben! Meine Erdscholle  
Gibt keinem Sprossen ihre Krume her.  
Das arme Herz, das einst so übervolle,  
Hat keine Saat und keine Ernte mehr.

Gustav Adolf Müller





Frühling im Bayerischen Walde

Reinhold Koeppel (Waldhäuser)

Ayuntamiento de Madrid



## Sonett

Wir zittern, wenn wir uns die Hände reichen.  
Im schnellen Pulsschlag unsere Worte stocken.  
Noch immer sind wir wunderbar erschrocken,  
Und grüßen uns doch längst mit zarten Zeichen.

O Bangnis frühen Glückes ohne gleichen!  
Ich streiche leise über deine Locken.  
Da schwingen deines Lachens klare Glocken.  
Ich aber fühl mich bis ins Herz erbleichen.

Kann solche Lust nach anderen Freuden zielen?  
Spürt unsere Liebe nicht schon Gottesnähe?  
Ist nicht Natur uns hold und unseren Spielen,

Als ob ihr selber großes Glück geschähe?  
Vom Tag bekränzt, vom Dunkel scheu  
umschlungen,  
Bezingen wir die Welt und sind bezwungen.  
Alfred Grünwald

## Der Armensarg

Von Fritz Philipp

Wer unsere Stadt vor dreißig, fünfunddreißig Jahren gekannt hat, weiß, daß es sich im ehemaligen Tintenviertel bescheiden, aber anständig leben ließ — wie damals alle Leute gewohnt waren zu leben. Die Hausbesitzer, zum meist Handwerker, wohnten „ebener Erde“, hinten hinaus dehnten sich lange Höfe mit lärmfrohen Werkstätten. Die Meister gingen noch in der blauen Schürze und segten ihre Straße selber. Und auch das Äußere ihrer Häuser war nüchtern, aber respektabel.

Damals wohnte Haus bei Haus in den besseren Stockwerken die Schreiberzunft, oder was sonst Tintenfinger hatte. Daher der Name Tintenviertel.

Die Meister und die Beamtschaft hatten nachbarlich zwar mancherlei aneinander auszusagen. Es konnte vorkommen, daß im „Heidelberger Faß“ der Stammtisch der Meister in rauhen Kehllauten sich räusperte: Man tausche noch lange nicht mit papiernen Tagelöhnern. Und der Stammtisch der Tintenfinger gab zurück: Man könne es im Stubenspucken und andern ungebildeten Handgreiflichkeiten nicht den Handwerksknoten gleich tun.

Aber einträchtig wandelte dann die Nachbarschaft vom Bierkrug in den Wirtshof, um einzugehen durch die Holztür mit dem herzförmigen Ausschnitt und der geheimnisvollen Nummer 0, und wandelte selbender im Männergespräch an den Nachtlaternen vorüber zum heimischen Tor und half sich aus mit dem Hauschlüssel.

Es waren auskömmlich gemütliche Zeiten im alten Tintenviertel.

Dann aber kam über unsere Stadt das Bau- fieber. Wiesen, Gärten und Bäche wichen nach dem Wald hin, um asphaltnen Straßen und hohen klotzigen Häuservierecken Platz zu machen, an deren Außenseite sich wilde Phantasien in Schlangelinien und unechter Plastik austobten. Alle Straßen wurden patriotisch benannt. So entstand das Generalsviertel.

Es kam im Heidelberger Faß zum Krach, der durch keine Versöhnungsgänge aus der Welt zu schaffen war. Papier und Tinte erhob sich und wanderte aus. Die allgemeine Meinung kam auf in der Beamtschaft, sie bedürfe zur Bekundung ihres Patriotismus und im Standesinteresse, in einer besseren Gegend zu wohnen mit allem Zubehör, nämlich steinernen Mistkästen, Balkons genannt, und eines besonderen Eingangs für Dienstboten und Lieferanten.



Mädchen auf Schildkröte

Ludw. Vierthaler

Und im alten Tintenviertel? In die verlassenen Quartiere schob sich geringes Volk nach, war grau in grau anzusehen und trug Staub und Werktagsgeruch in den Kleidern. Bald zog sich über das ganze Viertel eine gemeinsame graue Altershaut, breitete sich über Gassen, Stiegen und Höfe. Die langen Höfe krochen in sich hinein und nahmen vorlieb zwischen eilig erbauten Mittel- und Hinterhäusern, wo kümmerliches Volk mit vielen Kindern billigen Unterschlupf suchte.

Trotz der gemeinsamen aschgrauen Haut war die Nachbarschaft dahin. Man kannte sich kaum, wechselte oft. Und jeder hatte mit sich zu tun.

\* \* \*

Im Haus Pfeffergasse Nr. 13 stand in der Dunkelheit die Torfahrt noch offen, als sei jemand heute herein- oder herausgegangen, vor dem man respektvoll das Tor zu schließen vergaß. Das war der Tod. Alle Pfeffergässer gafften ihm nach, wie er die verummunte Tragbahre in den Sanitätswagen schob, die Wagentür zuwarf und sich auf den Bock schwang. Er schnalzte hörbar und strich mit der Peitsche seitwärts, daß die Pferde stoben. Im Krankenhaus brauchten die Ärzte nur zu bescheinigen, daß das Kind des Kellners Plattfuß bereits tot sei. Auch den Krankheitsvermerk: An Diphtheritis gestorben — damit alles seine Ordnung habe.

Aber das Tor in Nr. 13 stand dann offen, und die Straßenlaterne unterhielt sich lebhaft durch die Torfahrt mit dem roten Licht der Schreinerwerkstatt im Mittelbau, das irgend was Lustiges zu erzählen hatte.

Das mußte man sagen, der Meister August Hobelspahn war bei der Hand, wurmfischige Bretter für einen teuren Sarg zu verarbeiten. Er hatte die richtigen Gedanken fürs Geschäft und wußte, was es bedeutete, als am Nachmittag der Kellner Plattfuß, wie von einer Faust hinterwärts gestoßen, über den Hof stolperte. Da war der Schreiner sein nächster Freund und nahm ihn mit in die Werkstatt.

Freilich doch! Bei einem solchen Anlaß mußte hinterher alles sein, wie es recht und entsprechend war. Viel Silberbeslag, Engelsköpfe, Palmen und Wiedersehn. Ein feines Begräbnis! Der Kellner Plattfuß verstand sich mit Herrschaften und wußte, was er dem Tod schuldig sei.

Auch, dem toten, toten Kind! Er weinte, bestellte und vergaß, daß er bei seinem knappen Verdienst gegenwärtig in der Voraison, eigentlich alles so billig wie möglich machen müsse.

Nun fraß sich Meister Hobelspahns Säge ins Holz und ächzte vor Eifer. Der Meister hatte einen Griff, dem flog die Arbeit nur so. Der konnte schon im Geschäft vorankommen.

Nur hätte er eine andre Frau haben müssen. Als der Mann vorhin zum Abendessen hinaufkam, saß Frau Lisbeth da wie Lots Weib und schaute in die andere Woche. Trotzdem er ihr gut zuredete, brach sie in händeringende Klagen aus, als sei heute ihr eignes Kind, das Peterchen, gestorben. Und: wenn sie nur schon auf dem Kirchhof läge!

Was sollte ein Mann da tun? August klemmte die Zungenspitze zwischen die Zähne und machte ein zorniges Gesicht. Fünf Jahre war er verheiratet und vier Jahre, seit das Peterchen da war, hatte er eine kranke Frau.

Er machte, daß er wieder in die Werkstatt kam.

\* \* \*

In der Verborgenheit der Nacht vollzog sich über dem alten Tintenviertel mancherlei, Sichtbares und Unsichtbares. Die Nacht reckte sich allmächtig, bis sie den jungen Mond als Stirnreif nahm. Die dunkle Häuserreihe war ihre Stufe darauf, sie saß und wartete.

Am ihren Saum schmiegte sich das einzige Gärtchen, das in den ehemaligen langen Höfen übrig blieb, und weil's eine Frühlingsnacht war, hub das Gärtchen an, leise zu sprossen und zu keimen. Tagsüber schon eiferten die prallen Keime des Flieders über die schräge, scharfe Schattengrenze der Häuser hinweg der Sonne zu. Und das schmale Rasenstückchen atmete wie eine Kinderlunge.

Im Gärtchen, zu Füßen der Nacht fanden sich alle Kagen ein. Wo anders sollte sich das zeugende, Erfüllung heischende Leben zusammendrängen? Die sprachgebundene Natur gewann so ihren hilflosen, schreienden Ausdruck.

Man könnte hoshast sagen, das Kagenkonzert nahm seinen programmäßigen Verlauf. Sehnächtiges Miauen, Liebesduett, Fauchen, brutaler Triumph und markdurchdringendes Wehgeschrei. — Da und dort schlug ein Fenster zu, und eine Menschenstimme murrte über die nächtliche Ruhe- störung.

Frau Lisbeth konnte in dieser Nacht nicht schlafen und hatte immerzu den Tod im Sinn. Ihn spürte sie aus dem Kagengeschrei heraus. Er stand dort im Hintergrund der hohen Mauern und sein grausames Grinsen spiegelte sich gläsern drüben in den Fensterreihen.

Der Tod im Frühling! Das war sein lieb- stes Werk, höchste Lust in Pein zu verwandeln.

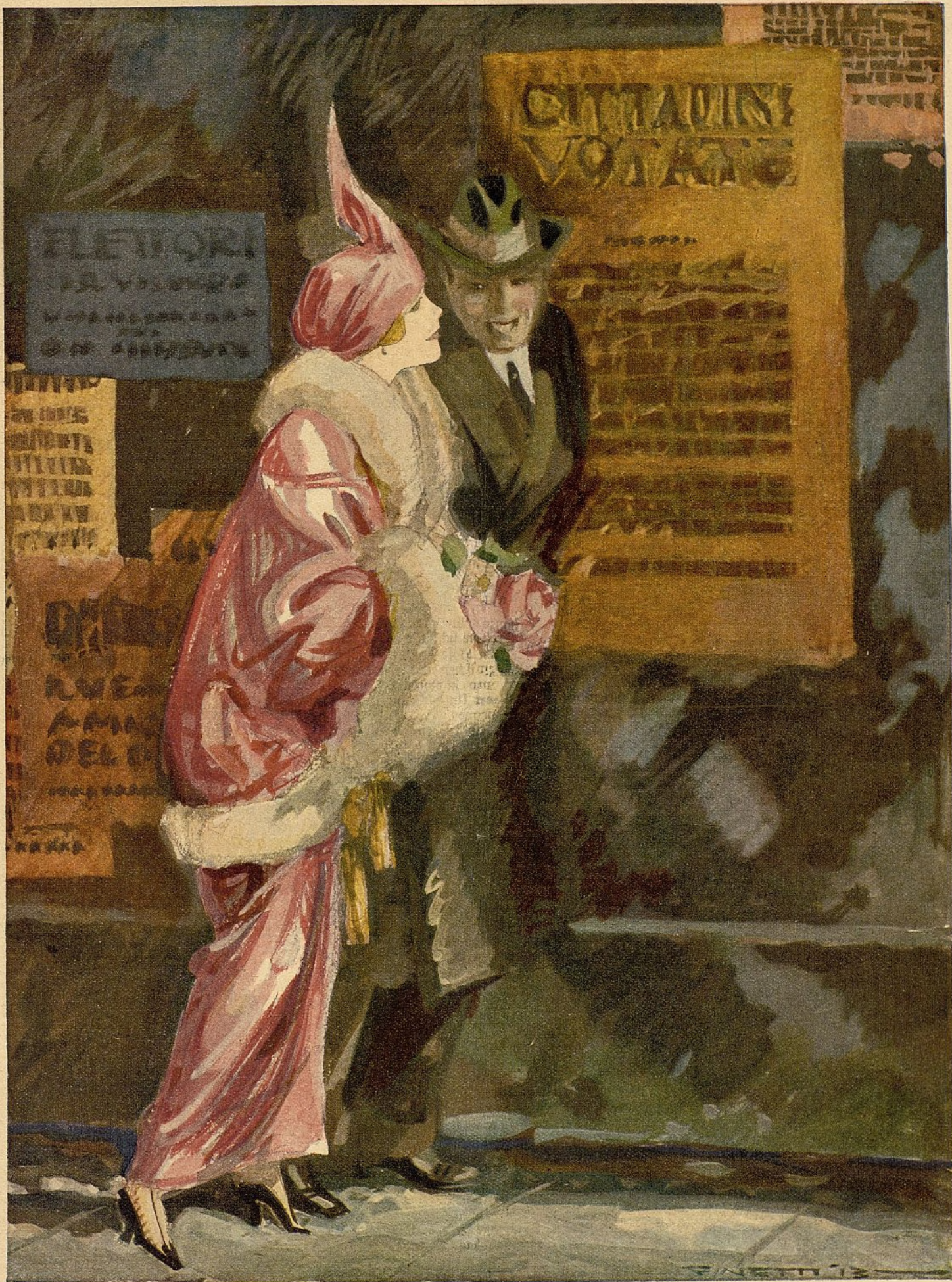
Daß aber gewiß der Tod hier im Spiele sei, wußte Frau Lisbeth um einen Augenblick zu spät. Sie hatte sich mit Vorbedacht einige Brikkettstücke auf die Fensterbank gelegt. Und als sie den Spektakel, wie sie meinte, nicht länger ertrug, und eben ihr der Wurf aus der Hand fuhr, erschrak sie. Sie wußte, daß nun unaufhaltsam ein großes Unglück geschehe, und sie hatte es angerichtet. Es bedurfte garnicht erst des grellen Aufschreis unten im Gärtchen, zum Beweis, daß der Wurf getroffen habe.

Frau Lisbeth schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte fassungslos.

\* \* \*

Undern Tags fiel es dem Kellner Plattfuß nebenbei ein, daß er sich mit dem teuren Sarg zuviel zugemutet habe. Er war außerdem noch mit der Miete rückständig. Aber er vertraute darauf, daß er als trauernder Vater eines unwiderstehlich toten Kindes einen solch hohen Auf- trag habe, er fühlte sich so im Mittelpunkt eines



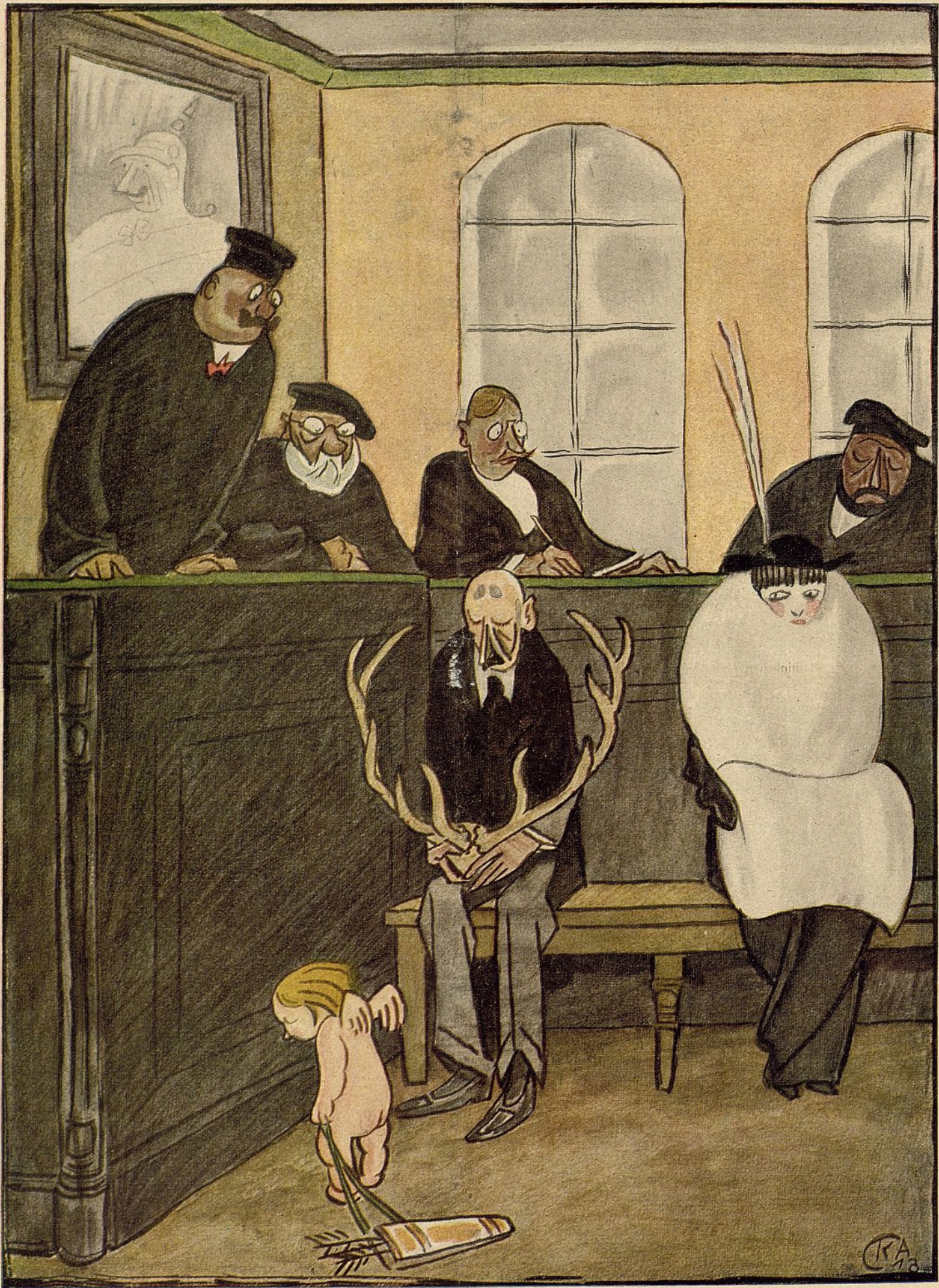


Römische Farben

„Gnädigste schwärmen für Rot?“ — „Ja, — mein Großvater war Sozialist, mein Papa Kardinal!“

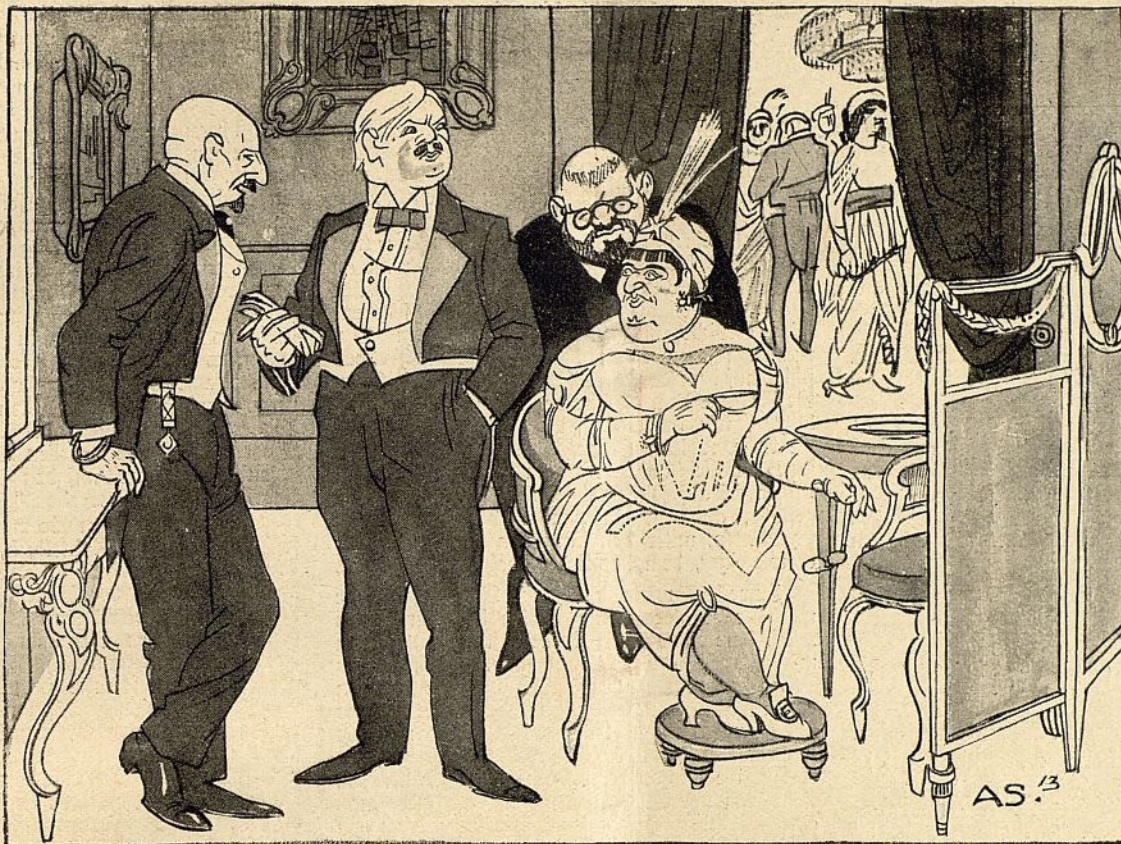
Ayuntamiento de Madrid





Ein Ehescheidungsprozeß  
Der Hauptangeschuldigte Amor wird vorgerufen.





### Eine Frau von Bildung

„Virgil, Virgil — ist das nicht der, welcher den Horaz geschrieben hat?“

erhabenen Mitleids, daß Kleinigkeiten, wie die Begräbniskosten, keine Rolle spielen dürften.

Und das Kind sollte seine Ehre haben!

Zuversichtlich wandte er sich an seinen Hotelchef. Aber der veränderte sein teilnahmsvolles Gesicht. Sein Blick wurde starr. Er suchte mit den Fingerspitzen seinen tadellosen Frack vergeblich ab nach mikroskopisch winzigen Stäubchen. Er verstand vollkommen die höchst bedauerliche Lage ... und hatte plötzlich den Pikkolo ärgerlich anzufahren, der ihm gerade in den Weg lief.

Aber dann half gewiß der Pfarrer, dessen Namen und Wohnung ihm der Leichenbestatter fürs Begräbnis aufgeschrieben hatte? Freilich, wozu war ein Pfarrer da! Er mußte helfen und konnte schon Schimpf und Schande halber nicht anders, wenn er nicht seine Predigten Lügen strafen wollte.

Da hub der Pfarrer unvermutet zu klagen an, und die Furchen um seinen Mund vertieften sich. Er sprach, als rede er laut mit sich selber: „Nun kommt da einer und will auch noch etwas für die Toten, und ich habe nicht Brot genug für die Lebenden. Und den ganzen Tag hört's an der Tür nicht auf: Geld! Geld! .... Ich müßte einen Geldsack offen an meine Tür hängen wie einen Frühstücksebeutel!“

Und der andre hatte doch gemeint, in der großen Sache des Sterbens um eine Kleinigkeit zu bitten.

Auf dem Armenamt der Stadt überreichte der Kellner Plattfuß ein Schreiben, das ihm der Pfarrer mitgegeben hatte.

Mit mißtrauischem Seitenblick nahm's der Stadtschreiber, der vormals auch im Tintenviertel gewohnt hatte, in Empfang. Überm Lesen blies er durch seinen buschigen Schnurrbart, daß der sich sträubte. Und als er alles ausgefragt hatte, was der seine Sarg koste, hielt er es für den besten Ausweg, entrüstet zu werden. Es gelang ihm auch, sich in die zornige Überzeugung hineinzufestigen, daß unerhörte Zumutungen an den überlasteten Armenfächer der Stadt gestellt würden. Nächstens wollte das Bettelvolk auf Regimentsunkosten erster Klasse begraben werden.

Ein Armenfarg! Basta! —

Nein! Diesen Schimpf ließ kein Vater seinem Kind antun. Überhaupt! ... Wie diese Festbesoldeten mit dem kämpfenden Volk umsprangen, das sie ernähren mußte! Vor dem lauten Zorn hielten in der Schreibstube alle Tintenfinger stille.

Ein Armenfarg! Als ob das tote Kind das verdient hätte, wie ein Verbrecher begraben zu werden? —

Als der Kellner Plattfuß am Abend angetrunken über den Hof der Pfeffergasse Nr. 13 schwankte, hinkte ein schwarzer Kater an ihm vorbei und schleifte das linke Hinterbein nach.

\* \* \*

Pünktlich hatte der Meister Hobelspahn den schönen altgoldlackierten Sarg im Krankenhaus abgeliefert. Das tote Kind lag darin wie ein Prinz.

Und, was der Meister noch sagen wollte, er hatte zufällig eine größere Holzrechnung zu bezahlen. Jeder hatte seine Verpflichtungen und einer trieb den andern.

„Sie versteh'n mich, Herr Nachbar!“

Plattfuß nickte verzweifelt. Er wußte schon, auch beim Sterben war das Bezahlen die Hauptsache. Das Wichtigste war, daß das runde Geldstück von einer Hand zur andern kam, daß die Reihe nicht unterbrochen wurde. Sonst stockte alles, und ein Unglück war nicht zu vermeiden.

Der Kellner Plattfuß brauchte weiter nichts zu erwidern als: „Herr Nachbar, momentan bin ich leider nicht in der Lage.“ Er machte noch einen Bückling und versuchte eine unsichtbare Serviette über seinen Arm zu legen.

Es war genug. Meister Hobelspahn war ein Mann der festen Entschlüsse. Von ihm konnte keiner verlangen, daß er als geringer Handwerker aus Barmherzigkeit umsonst arbeite. Sein schöner Prinzenfarg samt den silbernen Engeln und Trostsprüchen kam ihm nicht unbezahlt in die Erde.

Noch einmal bettelte und fluchte der Kellner auf der Treppe des Pfarrhauses, und der Pfarrer stöhnte, man solle ihn doch gleich selber auffressen, oder ihm sagen, wo er all das Geld hernehme.

Der Pfarrer des Tintenviertels war ein vergrämter ältlicher Mann, und seine Stimme zitterte.

Da sah der andre zu ihm auf und verstummte. Er sah, wie die Tapete neben der Tür erdgrau war von vielen, die dawider gelehnt hatten wie er. Und senkte den Kopf und ging.

Der Kellner Plattfuß wehrte sich nicht mehr, daß sein totes Kind eingesargt wurde in einen schmutzig braunen Bretterkasten.

Auf dem Totenhof stand noch eine Reihe Kindergräber offen.

\* \* \*

Nur Frau Lisbeth sah es richtig ein, daß alles kam, wie es kommen mußte. Sie aber zog dann aus den Ereignissen, die einander an den Fersen hafteten, den notwendigen Schluß.

Am Begräbnisabend warf der Kellner Plattfuß im Rausch ein Fenster ein in der Schreinerwerkstatt, weil die aufgestörte Welt in ihm nach einem mannhaften Ausdruck verlangte.

Es regnete. Und der verwundete schwarze Kater nahm die Gelegenheit wahr, obwohl er Konzertmeister sein möchte, durch die Fensteröffnung in die warme Schreinerwerkstatt zu kriechen. Er machte sich's in dem Prinzenfarg gemütlich.

Frühmorgens erschrak der Lehrbub und warf das Leimpfännchen nach dem Tier.

Aber es half nichts. Die Kinder hatten die Verwundung des schwarzen Katers entdeckt und spielten voll Eifer Arzt, Krankenpfleger und mitleidige Nachbarschaft. Der Schwarze miaute und lockte mit aufgehobenem Schwanz die Kinder in die Werkstatt.

Weil der Meister Hobelspahn auf Kundschaft ausgegangen war und der Lehrbub irgendwo „Maulaffen feilhielt“, war die Werkstätte leer.

Da stand der leere Sarg und die Kinder spielten voll Entzücken Begräbnis. Sie stritten sich, wer als Toter die Hauptperson sein dürfe.

Das war des Meisters einziges Kind, das Peterchen. —

Der Tod möchte es so gewollt haben, weil es gegen seine Grundsätze war, daß er sich un-



gefragt vom Meister Hobelspahn eine Sarglieferung rückgängig machen ließ.

Frau Lisbeth war nicht überrascht, daß Peterchen erkrankte. Als ihr Kind sich unter dem Faustgriff des Würgengels röchelnd krümmte, nickte sie steinern leblos vor sich hin. Das war die Veränderung, die mit ihr vor sich ging, daß ihre Leidenschaftlichkeit sich umwechselte in ein unheimlich starres Gebahren. Es war, als stände sie unter fremdem Befehl.

Während der Mann sich in seiner Ohnmacht verführte, trat die bleiche Frauengestalt ans Fenster und schaute hinaus.

Die Nacht miaute und fauchte aus dem Garten. Der Regen rieselte wie leises, fernes Weinen. Und was am Tag als Wäsche auf die Leine gehängt war, winkte gespenstisch weiß aus der dunklen Tiefe.

Frau Lisbeth nickte, und als das weiße Tuch abermals winkte, beugte sie sich weit aus dem Fenster und gab sich hinab in die Tiefe.

Über dem dumpfen Fall wurden die Ragen im alten Tintenviertel eine kleine Weile stumm und still.

## Der Name

Ein junger Dichter trat vor einen Weisen Und sprach mit selbstgefälligem Behagen:

„D höre nur, wie mich die Menschen preisen, Ich bin berühmt, ich kann es kühnlich sagen!“ „Und wärst Du,“ sprach der Greis,

„auch heilandgütig, Der reinste und der größte Mensch auf Erden, Der Ruhm ist wie die Frauen wankelmütig, Schon morgen könntest Du vergessen werden.“ „Wie,“ rief der Dichter, „wenn ich mich bekenne,

Mein Innerstes umpräge in Vergleiche, Auf der Erkenntnis Scheiterhaufen brenne, Mein Allerheiligstes der Schaulust reiche: Da könntest Du mir keine

Bürgschaft geben Für meines Namens Glanz und Dauer — keine?

Nachdem ich meine Seele hingegeben?“

Da lächelte der Greis: „Ich wüßte eine. Gesichert ist für lange Zeit Dein

Name, Selbst die Kritik kann seinen Ruhm nicht kürzen, Steht er erst auf Paketchen

als Reklame Von Zigaretten und Kaffeegewürzen.“

Quastl

## Liebe Jugend!

Im Gymnasium zu K. ist Aufnahmeprüfung. Ein Vater hat sich hinter seinen Sohn gesetzt und diesem während der Prüfung sehr eifrig vorgesagt. Die Prüfenden haben offenbar von dem Vorsagen nichts bemerkt. Nun warten Vater und Sohn selbst und siegesbewußt auf die Verkündung des Urteils. Das Urteil des etwas boshaften Direktors lautete: „Vater und Sohn durchgefallen.“

## Knittelbeck

Von Gottfried Kölwel

Oft an warmen Sommertagen, wenn man durch die giebelen Gassen der kleinen Stadt in die Allee hinausging, die mit uralten Lindenbäumen die verwitterten Mauern umkränzte, traf man den alten Knittelbeck. Er war ein Handwerker, der die lederen Hosen der Bauern schwärzte, ein breitschulteriges Männlein, der trotz seiner Sechziger noch gerade ging und nicht an Trübsal dachte, wenn ihm auch die Gichtbeulen aus den schwieligen Händen wucherten, wie schwammige Gebilde aus einem kranken Baum. Den runden, schwarzen Hut trug er gewöhnlich etwas schief auf dem kahlen, leise gedunsenen, weißlichen Gesicht, aus dem noch immer die schwarzen Augen blühten, wie die eines feurigen Jünglings. Nur die dicke, wollene Toppe, die er ständig trug, erinnerte vielleicht am meisten an seine grauen Jahre. Wenn er, auf seinen abgebrauchten Kavaliertock gestützt, an dem ein paar Trotteln jugendlich schaukelten, unter den Linden näherkam, grüßte er wie einer, dem das Leben wohl ist, und lachte.

Zuweilen, wenn der junge Frühling nasselte und der Winter Schnee in die braunen Lacken warf, kam es vor, daß Knittelbeck im Bette liegen mußte, weil ihn die Gicht stach. Nach solchen Zeiten fand man ihn gewöhnlich auf einer sonnigen Bank sitzen. Fragte jemand: „Wie geht's, Herr Knittelbeck?“ dann lachte er und sagte: „Geht schon wieder!“ und erzählte weiter: „Ist doch ein Luder, die Gicht; beißt einen in die Beine, daß man Tag und Nacht liegen muß, als wäre man eine ausgelebte Jungfrau, die der Storch gebissen hat. Schaut man hinaus zum Fenster: Die Sonne nonnt sich ein, der Wind heult, der Himmel greint und macht ein schiefes Gesicht. Man könnte schier verdrießlich werden, wenn man nicht wüßte, daß jeder seinen Teil zu tragen hat auf dieser schönen Welt; der eine trägt's im Kreuz, der andere im Herz, ein dritter in der Niere; und denen gar nichts fehlt und die noch Häufer haben, Chaisen und Gänge, glaubt mir's, die tragen's oft schwerer in der Brust umher, als

drei andere auf dem Buckel tragen. Hat jeder seinen Teil, glaubt mir's; es ist vielleicht nicht gar so schlecht verteilt, als manche meinen.“

Abends, am Bierisch oder bei anderen geselligen Gelegenheiten, setzte Knittelbeck mit Vorliebe sich zu den jüngeren Leuten, kaute nicht, wie die meisten, die schon Groschen für ihren Sarg sparten, an einer hornigen Pfeife, sondern zog ein Stui, das er noch aus seiner Wanderzeit besaß, aus der Brusttasche und rauchte eine „Extrafeine.“ Bot ihm jemand gar eine Zigarette an, die süßer roch als der Dunst des Wirtshauses, dann vergaß er sein Alter völlig, daß er mutig wie ein Knabe wurde; saß in solcher Stunde zufällig einmal ein Mädchen in seiner Nähe, so fing er an, es zu necken, kniff es sogar leise in das empfindsame Fleisch, bis das Jungfräulein sich vergaß und ihn einen „alten Narren“ nannte. Wie er dann lachte, ha, ha! Mit seinen knotigen Fingern griff er unter den Tisch, hob ein Bein herauf, schlug damit auf den Tisch und rief: „Die Jugend muß sich austoben!“ —

Es war einmal an einem sonnigen Morgen, als Knittelbeck, der seit einigen Wochen das gewöhnliche Gichtbett wieder verlassen konnte, eben aus der kühlen Allee mühsam hinausging auf die wärmere Landstraße. Wo bei den vorstädtischen Ziegelhäusern die Straße sich durch den Bahndamm höhlt, sprengten Gänge, die vor einem Zuge scheuten, im wilden Galopp heran und streiften die losen Zügel neben sich im Staub einher, während der Fuhrknecht, der zurückblieb, schrie und fluchte. Knittelbeck konnte den Graben nicht mehr erreichen und kam unter die Räder. Leute, die es sahen, eilten herbei und wollten ihm aufhelfen; aber er konnte nicht mehr gehen.

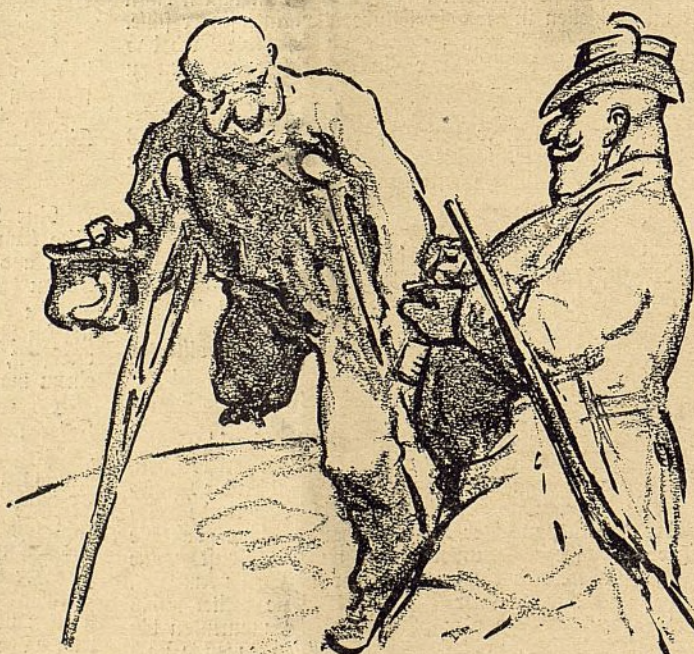
„Es ist der linke Fuß — ich glaub, er ist ab,“ sagte er ruhig und verbiß den Schmerz. Als die Leute, die ihn unterfuchten, sich scheuten, seinen Glauben zu bestätigen, sagte Knittelbeck: „Er hat so nicht mehr viel getaugt.“

Die es hörten, erschrakten vor diesen Worten und verstummten, als sei etwas Großes unter ihnen geschehen. Dann schafften sie eine Holztrage herbei und trugen den alten Vulver in sein kleines Haus. Als sie in die Stadt kamen, versammelten sich immer mehr Menschen um die Trage, gingen teils vorne einher, das Unheil besprechend, teils folgten sie nach, daß es aussah, als zöge eine gehäufte Prozession mit einem Heiligen durch die Stadt. Der Arzt, den man gerufen hatte, ging ihm entgegen.

„Ja, Herr Doktor,“ sagte Knittelbeck, „die Gänge sind halt zu schnell gelaufen und ich zu langsam; drum ist's so gegangen.“ Zuhause legte der Arzt einen Verband an und besuchte den Kranken nochmal vor Einbruch der Nacht. Es kam ihm seltsam vor, wie der Alte, gegen jede Trübsal gefeit, im Bette lag.

Der Arzt sah es gar bald anders kommen, als er hoffte. Das Bein entzündete und verschlimmerte sich so, daß er ernstlich an die Abnahme oberhalb des Knies denken mußte. Er ließ, als er den Kranken hinlänglich verständigt hatte, eine Droschke kommen und fuhr mit ihm in das Krankenhaus. Als sie am Friedhofe, der am Wege lag, vorüberkamen, fing Knittelbeck, der durch die unglückliche Wendung etwas stiller geworden war, plötzlich wieder zu reden an:

„Das ist so ein Kraut, Michel, ärger noch als die Gicht,“ redete Knittelbeck, „das werd' ich dir erzählen, wenn ich einmal hinüberkomm.“ Dabei haftete sein Blick an einem Eisenkreuz, das über die Kirchhofsmauer ragte. Als ihn der Arzt erfaunt ansah, sagte Knittelbeck: „Ich hab nur (Schluß auf Seite 366)



A. Schmidhammer

## Der Veteran

„Haben Sie das Bein anno 70 verloren?“

„O, viel ehrenvoller: det hat mir 'n Prinz abjeautelt.“





### Dienstantritt bei Wilhelm von Albanien

E. Wilke

„Und merken Sie sich, Kammerdienerin: die Kanone draußen muß auch jeden Sonnabend gepußt werden!“

### Der Ruffenbär

Bär des Ostens, nur die Dummen  
Schreckst dein wildes, dumpfes Brummen,  
Denn du brummst nur, weil du weißt,  
Daß der Gallierhahn, der Schreier,  
Seiner Hennen gold'ne Eier  
Dir dann in den Rachen schmeißt.

Denke an dein altes Leiden,  
Das dir in den Eingeweiden  
Fester sitzt, als wie du denkst!  
Und erhebst du deine Taten,  
Reißt es dich im Leib zum Plagen,  
Daß du schnell sie bauchwärts senkst.

Also, nicht so grimmig brummen!  
Was da kummen muß, wird kummen,  
Ohne deine Brummerei!  
Doch bis dahin, wie ich meine,  
Trägt's dem Michel wohl noch eine  
Pfeife Tobak, oder zwei.

Carl Burk

### K. S. E. V.

Nach Mitteilung eines Regierungskommissars in der Dresdener Zweiten Kammer sind in den D-Zügen auf den Strecken der Königl. Sächsischen Eisenbahn-Verwaltung im Jahre 1908 nicht weniger als 11200 Handtücher, und im ersten Vierteljahre 1909 gar 7900 Handtücher gestohlen worden. Ob die Diebstähle in den letzten Jahren geringer wurden, sagte der Regierungsvertreter nicht.

Man hält in Sachsen mit Peinlichkeit  
Auf tadellose Reinlichkeit;  
Wo du wanderst in diesem Staat,  
Ein Handtuch liegt überall parat.  
Dasselbe Muster für „Gent und Maus“,  
Nicht allzugroß, doch reicht's grade aus,  
Und stets prangt auf dem Gebilde rauh:  
K. S. E. V.

Dies Handtuch wird ringsum im Land  
Auch sonst mit Vorliebe verwandt.  
Selbst wenn's als Handtuch zu stark verbraucht,  
Der Fegen noch immer zum Schnupstuch taugt.  
Schneuzt sich das Näschen die Schönheit hier,  
Und trocknet den Stirnschweiß der Kavalier,  
Stets siehst du auf dem Tuche — schau, schau! —

Statt eines Monogrammes in Blau  
Die roten Buchstaben K. S. E. V.

Es ändert alljährlich, wie nicht klug,  
Art und Gestalt das Taschentuch.  
Bald nimmt man's groß, dann wieder klein,  
Die Qualität mal fest, mal fein,  
Die Form quadratisch, rund, wildes Gezack —  
Unendlich wechselt der Modegeschmack.  
Auf solche wirren Treiberein  
Läßt sich kein D-Zug-Fahrer ein,  
In eiserner Treue hält Mann und Frau  
Fest an der Marke K. S. E. V.

Schnell, wie im Juli der Morgentau,  
Verschwinden die Tücher K. S. E. V.  
Sie rufen dir ja ohne Ruh:  
„Können Sie Eins Verwenden?“ zu.  
Allmählich erstreckt der Handtuchdieb  
Auch auf die Außenwelt den Betrieb.  
Wenn sich dem Feld dann, wo man bleicht,  
Der Fahrplanmäßige näher schleicht,  
Ertönt die gellende Warnung prompt:  
„Nehmt die Wäsche fort! Der D-Zug kommt!“

Caliban





Bei Nachmülden

Karl Arnold (München)

„Du, Kathl, da liest ma jetzt allwei vom Geburtenrû gang, — die protestantischen Pfarrer, die Schlaucherl, werden do net aa 's Solikat eing'führt hab'n?!“

Herausgeber: Dr. GEORG HIRTH; Redaktion: F. v. OSTINI, Dr. S. SINZHEIMER, A. MATTHÄI, F. LANGHEINRICH, K. ETTLINGER. Für die Redaktion verantwortlich: Dr. S. SINZHEIMER, für den Inseratenteil: G. POSSELT, sämtlich in München. Verlag: G. HIRTH's Verlag, G. m. b. H., München. Druck von KNORR & HIRTH, Münchner Neueste Nachrichten, München. — Geschäftsstelle für Oesterreich-Ungarn: MORITZ PERLES, Verlagsbuchhandlung Wien I, Seilergasse 4. — Für Oesterreich-Ungarn verantwortlich: JOSEF MAUTNER. — ALLE RECHTE VORBEHALTEN.  
Copyright 21. March 1914 by G. Hirth's Verlag, G. m. b. H., München.

**Preis: 40 Pfg.**